

Erschienen in: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hrsg.): Deutsche Grammatik - Regeln, Normen, Sprachgebrauch. – Berlin, New York: de Gruyter, 2009. S. 355-375. (Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 2008),
<https://doi.org/10.1515/9783110217360.4.355>

MARTINE DALMAS

Richtiges Deutsch – richtig deutsch Normativität in französischer und deutscher Grammatik

Abstract

Nach einem Rückblick auf die Geschichte der Sprachnormierung in Frankreich und einem kurzen Bericht zur jetzigen „Lage der Nation“ befasst sich der folgende Beitrag zunächst mit Aspekten des Sprach(norm)bewusstseins, seinen Faktoren und seinen konkreten Formen, um dann auf drei „Mythen“ einzugehen, die seit langer Zeit sowohl die französische als auch die deutsche Grammatik belasten.

Normverhalten

Fangen wir beim ‚richtigen‘ Leben an, zum Beispiel bei unserem Verhalten auf der Straße! Und beobachten wir uns selbst, wenn wir als Fußgänger an der Ampel stehen! Schnell werden wir feststellen, dass unser Umgang mit Normen recht unterschiedlich sein kann. Ein Journalist brachte es vor kurzem auf den Punkt:

„Nach meinem Rechtsempfinden ist die Ampel ein freundliches Angebot des Staates an mich als Fußgänger, von dem ich Gebrauch machen kann oder auch nicht.“

„Wenn Erwachsene und Kinder zusammen an der Ampel sich befinden, bleiben beide stehen und spielen einander vor, dass sie die gleichen Normen haben, wenn sie aber unter sich sind, gehen beide bei Rot, sie haben also tatsächlich die gleichen Normen, wissen aber beide nicht, welche es sind.“ (Es ist Rot. Harald Martenstein über Heuchelei an der Fußgängerampel, *Die Zeit*, 8/2007, S. 53)

Dieses Ampelverhalten betrifft vor allem Deutschland und bekanntlich weniger Frankreich; es lässt sich aber ziemlich leicht auf das Sprachverhalten der Franzosen übertragen ... Und damit sind wir schon fast mitten im Thema!

Es ist ein schwieriges Thema: Erstens sind die Traditionen in unseren beiden Ländern zwangsläufig so verschieden, dass sie sich nur schwer vergleichen lassen – und zwar bis heute; zweitens nehmen Normierungs- und Normalisierungsbemühungen in Frankreich bis heute einen wesentlich größeren Platz im öffentlichen Leben ein als in Deutschland. Die einzige Ausnahme betrifft wohl den Sturm, der Ende der 80er bzw. in den 90er Jahren um die Rechtschreibung ausgebrochen ist, deren Neuregelung in Deutschland viel höhere Wellen geschlagen hat als in Frankreich.

Der folgende Beitrag befasst sich mit dem Problem der Normativität aus verschiedenen Perspektiven (und mit einem notwendigen kurzen Rückblick in die Geschichte), um dann auf das heutige Verhältnis zu Norm und Normativität in beiden Ländern einzugehen. Vor diesem Hintergrund werde ich im letzten Teil konkrete Beispiele aus der Grammatik unter die Lupe nehmen und versuchen, gegen einige Mythen zu plädieren, die den Blick auf das richtige Deutsch versperren.

1. „régler la langue“: eine Staatsangelegenheit

Mein Ausgangspunkt ist mein Standort: Frankreich. Die Rolle der Sprachnorm in Frankreich, ihr Stellenwert, sowie das hohe Sprachbewusstsein, das bis heute – wenn auch in geringerem Maße – ‚Land und Leute‘ charakterisiert, beziehen sich sowohl auf das Sprachsystem als auch auf den Gebrauch der Sprache und von Anfang an hat der Staat – in früheren Zeiten durch den König, vor kurzem durch den Premierminister – eine entscheidende Rolle gespielt. Bei den ersten zentralen sprachnormierenden Maßnahmen im 16. Jahrhundert (*ordonnance* von Villers-Côtterets, 1539) ging es um eine Vereinheitlichung der Gerichtssprache, also um den Sprachgebrauch, um den Gebrauch des *langage maternel français*, d. h. der Sprache, die in der Ile de France gesprochen wurde, wo sich König und Hof aufhielten. Im 17. Jahrhundert etabliert sich dann der sprachnormative Diskurs: Der Sprachstandard bekommt einen Namen: *le bon usage*, und er wird von einer staatlichen Institution vertreten und gefördert: *l'Académie française*. Die Hauptprotagonisten sind zunächst Malherbe (vor der Gründung der *Académie*) und dann Vaugelas, Gründungsmitglied der *Académie*: Malherbe, welcher, als Sprachpurist bekannt, ein Amt am Hof innehatte, forderte die Vermeidung der *mots sales* sowie der *termes plébés* und galt als *tyran des syllabes* und als *docteur en négative*¹. Vaugelas lieferte mit seiner Schrift *Remarques sur la langue française* eine Art Ratgeber für „diejenigen, die gut sprechen und schreiben wollen“, *ceux qui veulent bien parler et bien écrire*, wie es im Untertitel heißt. Sowohl das Konzept als auch die Form der *Remarques* haben eine Textsorte geprägt, die zu Nachahmungen geführt hat, die bis in die heutige Zeit reichen. Eine der heutigen Standardgrammatiken des Französischen, die Grammatik von Maurice Grévisse (übrigens ein Belgier) trägt den Titel *Le bon usage* und erschien bis vor kurzem mit dem Untertitel „Grammaire française avec des remarques sur la langue française d'aujourd'hui“. Der Sprachgebrauch, den Vaugelas meint, ist der „gute“ (*le bon usage*); er unterscheidet sich von dem ‚schlechten‘

¹ Vgl. die so oft zitierte Stelle aus Boileaus *Art poétique* I, Z. 131–136:
 Enfin Malherbe vint, et le premier en France,
 Fit sentir dans les vers une juste cadence,
 D'un mot mis en sa place enseigna le pouvoir,
 Et réduisit la Muse aux règles du devoir.

(*le mauvais usage*) dadurch, dass er nur bei bestimmten Leuten zu hören ist, nämlich bei Leuten, die am Hof sind oder mit dem Hof verkehren und eine Sprache sprechen, wie sie bei den besten Autoren der Zeit zu finden ist:

„C'est la façon de parler de la plus saine partie de la cour, conformément à la façon d'écrire de la plus saine partie des Auteurs du temps.“ (Vaugelas 1647/1981, Préface, S. 10)

So wird die Sprache der *Cour* gegen *le langage pédant* (gemeint ist der Sprachgebrauch an der Sorbonne ...) und auch *le langage du Palais* (sprich: des Parlaments) zur Norm erklärt.

Und weil es in erster Linie darum geht, das Französische gegen das Latein und das Griechische durchzusetzen, empfiehlt Vaugelas bei Zweifelsfällen, sich an Frauen und Nicht-Gelehrte zu wenden („les femmes et tous ceux qui n'ont nulle teinture de la langue latine“). Er schreibt:

„Que dans les doutes de la langue il vaut mieux pour l'ordinaire consulter les femmes et ceux qui n'ont point étudié, que ceux qui sont si bien sçavans en la langue Grecque, et en la Latine.“ (Vaugelas 1647/1981, S. 303)

Vaugelas ist nämlich der Meinung, die Kenntnis des Lateins und des Griechischen beeinträchtigt das metasprachliche Urteil zum Französischen. Deshalb werden Frauen als Nichtstudierte bevorzugt – eben aufgrund ihrer Unkenntnis ...

Diese Verabsolutierung des Gebrauchs führt zu einer registrierenden, empirischen Arbeitsmethode, bei der festgestellt wird, dass der Sprachgebrauch manchmal gegen die Vernunft verstößt:

„En un mot l'usage fait beaucoup de choses par raison, beaucoup sans raison, et beaucoup contre raison.“ (Vaugelas 1647/1981, Préface, S. 18)

Die stilistischen Regeln, die in diesem Rahmen galten, waren die *pureté* und die *netteté*, zwei grundverschiedene Regeln. Mit *netteté* ist die Ausgewogenheit der Wortverbindungen gemeint, die Satzperioden und Fragen der Wortstellung betrifft, und sie umfasst weitere Eigenschaften wie *l'élégance*, *la douceur*, *la force*, *la grâce* und ein gewisses *ie ne sçay quoy*, die auf der *naïveté* beruhen, diese Ungezwungenheit, wie sie in der bevorzugten Gruppe der Frauen und nichtstudierten Hofleute zu finden ist.

Es ging sowohl Malherbe als auch Vaugelas um den Sprachgebrauch. Für das Sprach- und Sprachnormenbewusstsein waren somit die ersten Grundlagen gefestigt worden.

Die 1635 gegründete *Académie française* betrachtete viele Jahre lang die *Remarques* als ihre Grammatik. Vaugelas starb 1650. Das erste *Académie*-Wörterbuch erschien fast 50 Jahre nach seinem Tod, und mit den zwei anderen Wörterbüchern des Französischen, die in der Zwischenzeit (verbotenerweise – denn die *Académie* hatte sich Alleinanspruch gesichert ...) erschienen waren, trug es eindeutig zur Durchsetzung des sprachnormativen Anspruchs des *bon usage* bei. Somit erfolgte schon im 17. Jahrhundert die „Bindung des

sprachnormativen Diskurses an eine oberste staatliche Institution“ (Settekorn 1988, S. 91).

Vaugelas war aber kein Grammatiker. Die logische Tradition wurde durch Überlegungen zum Wesen und Struktur der Sprache in der *Grammaire générale et raisonnée* von Lancelot und Arnauld weitergeführt, 1660 erschienen, auch als „Grammaire de Port Royal“ bekannt. Es ging darum, über den Usus, über die unterschiedlichen Realisationsformen hinaus das System zu beschreiben, d. h. die mentalen Prozesse: ein – aus der heutigen Perspektive – sehr moderner Ansatz, der im 18. Jahrhundert durch die philosophischen Grammatiken weiterentwickelt wurde. Die Vielfalt der Sprachen führte zu Klassifizierungen, wie etwa der vom Abbé Girard, der zwischen den analytischen Sprachen (mit dem so genannten *ordre naturel*) und den transpositiven unterscheidet. Hier ist der Ursprung mancher Mythen, auf die ich im letzten Teil noch eingehen werde.

So verlagerte der Anspruch auf Universalität, der später, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, seinen Höhepunkt erreichte und durch den karikierenden *Discours sur l'universalité de la langue française* von Rivarol berühmt wurde, viele Eigenschaften, die dem Sprachgebrauch zugeschrieben worden waren, auf die Sprache selbst, als System. Beispiele für diese Verschiebung sind die bekannten Sprüche von Rivarol „Ce qui n'est pas clair n'est pas français“ und „La syntaxe française est incorruptible“, oder auch der oft zitierte Satz von Voltaire: „Le génie de cette langue est la clarté et l'ordre“.

Während der französischen Revolution verschob sich der Schwerpunkt des sprachnormativen Diskurses: Er erhielt eine starke sprach- und bildungspolitische Orientierung. Parallel dazu wurden die Dialekte abgewertet, was schwerwiegende Folgen hatte, denn sie sind heute weitgehend verschwunden und werden kaum noch gesprochen.² Es ging damals darum, den Mitbürgern Französisch als *langue de la liberté* zu vermitteln. Das Ziel war die *égalité* – allerdings ging es dabei um einen elitären Sprachstandard, der durch institutionelle Verordnung durchgesetzt werden sollte – zum Wohl des Volkes ...

Am Ende des 18. Jahrhunderts wird also der Kampf für das Französische zum ersten Mal institutionalisiert. Die Beherrschung der Nationalsprache in Wort und Schrift erhält eine sozialpolitische Rolle, sie gilt als Voraussetzung sowohl für sozialen Aufstieg als auch für die Verwirklichung politischer Ziele. Anders gesagt: Die starke Bindung zwischen offizieller Sprache und Staat wird besiegelt und der sprachnormative Anspruch betrifft nunmehr alle Bürger (vgl. Settekorn 1988, S. 99).

Obwohl das 19. Jahrhundert in erster Linie philologisch markiert ist und die Orts- und Zeitdimension der Sprachen, d. h. die Sprachgeschichte, im Zentrum des Interesses steht, behauptet sich die deskriptive und normative

² Zur Rolle der Französischen Revolution bei der Entwicklung der französischen Sprache s. Schlieben-Lange (1981).

Richtung dennoch weiter, zu pädagogischen Zwecken.³ Die Norm wird zunächst völlig unwissenschaftlich vermittelt. Da es keine richtige Methode zur Erlernung der Rechtschreibung gibt, greift man zur Methode der „caco-graphie“: Der Lehrer appelliert an den ästhetischen Sinn des Schülers! Die wichtigste Schulgrammatik der 19. Jahrhunderts ist die *Nouvelle grammaire française* von Noël und Chapsal (1823), die von der *Grammaire générale* inspiriert und bemüht ist, die Orthographie der *Académie* zu rechtfertigen. Später wurde ihr Dogmatismus verurteilt. Das Image der Grammatik hat an den Schulen stark darunter gelitten, die Schüler auch. Die Krise des Französischunterrichts wird erst am Anfang des 20. Jahrhunderts offiziell festgestellt, sie führt einerseits zu einer Kritik der Rechtschreibung, andererseits zur Veröffentlichung einer Liste der tolerierten grammatischen Termini durch den Staat, die im ganzen Land zu gelten hat, für die Schule aber kaum brauchbar ist ...

Aus diesen Ausführungen, ohne die die heutige Lage schwer zu verstehen wäre, sollen nun folgende Punkte festgehalten werden:

- die Sprache als effizientes Kommunikationsmittel unter allen Bürgern und zwischen Bürgern und Staat;
- die Rolle der Sprache (*einer* Sprache) für den Zusammenhalt des Staates;
- die zentrale Rolle des – guten – Sprachgebrauchs und der guten Autoren;
- die Aufwertung der Nationalsprache (des Französischen) – und damit der Universalanspruch;
- die Etablierung des Stereotyps „Défense et illustration de la langue française“;
- einhergehend mit diesem ‚staatlichen Auftrag‘ – die besondere Rolle und Stellung der Wörterbücher und Grammatiken;
- und *last but not least*: der schlechte Ruf der Schulgrammatik.

Der lange sprachpolitische Weg, den ich hier kurz beschrieben habe, hat für ein ziemlich hohes Sprachbewusstsein gesorgt, das bis in die heutige Zeit weiter besteht – wenn auch mit anderen Formen und nicht immer den Erwartungen entsprechend; er hat aber auch zu Sichtweisen geführt, die nach wie vor die Grammatik stark belasten.

Ich werde nun markante Aspekte der heutigen Situation anführen, um dann auf die Haltung zur Norm und auf manche hartnäckige Mythen einzugehen.

³ Die erste ‚Bescherelle-Grammatik‘ stammt aus dieser Zeit (der Name ist heute noch synonym mit ‚Norm‘): Bescherelle et al. (1834).

2. Immer noch sehr aktuell: „Défense et illustration de la langue française“⁴

Sprachnormierung und Sprachbewusstsein prägen heute noch das Land, seine Instanzen, seine Bürger. Vor allem nach 1945 führten der andere sozialpolitische Kontext sowie die neue weltpolitische Konstellation der alten Sorge um die Pflege der Sprache und den schon immer da gewesenen Ängsten um deren Verfall bzw. um die Einengung ihres Wirkungskreises neuen Nährstoff zu. Sowohl Sprachpflege als auch Sprachgebrauch (Gebrauch der Sprache) sind – heute noch – Angelegenheit des Staates. Der sprachnormierende Diskurs findet an höchster Stelle statt und die sprachpflegerischen und sprachnormierenden Maßnahmen werden durch verschiedene Gremien getroffen bzw. durchgeführt oder kontrolliert, die vom Staat gegründet worden sind – zweifellos ein höchst symbolischer Akt zu einer Zeit, in der sich die Sprache in einer Krisensituation befindet.

Das Französische wird im Artikel 2 der französischen Verfassung als die (einzige) Sprache der Nation erwähnt: „La langue de la République est le français“. In dem Gesetz von 1994 über den Gebrauch der französischen Sprache wird diese Aussage in Artikel 1 in komprimierter Form wieder aufgenommen und weiter ausgeführt:

„Langue de la République en vertu de la Constitution, la langue française est un élément fondamental de la personnalité et du patrimoine de la France.

Elle est la langue de l’enseignement, du travail, des échanges et des services publics.

Elle est le lien privilégié des États constituant la communauté de la francophonie.“⁵

Die heutige Sprachpolitik betrifft vier Aspekte, bei denen die Kontinuität mit dem vorherigen Diskurs unverkennbar ist:

- den Gebrauch der französischen Sprache, der gesetzlich festgelegt ist;
- die Sprachbeherrschung als Mittel zur sozialen Kohäsion und Integration;
- die Modernisierung der Sprache;
- die Sprachen Frankreichs, sprich: die Regionalsprachen.

⁴ „Défence et illustration de la langue françoise“, so lautet der Titel einer bis heute viel zitierten Schrift von Joachim du Bellay, die 1549 als Manifest für die Verteidigung des Französischen gegenüber den humanistischen Mustersprachen Griechisch und Latein erschienen ist. Betont wird der Eigenwert des Französischen, das sich allerdings durch Entlehnungen und Neologismen bereichern sollte. Vgl. dazu Martinet (1969, S. 27–28).

⁵ Als Sprache der Republik ist die französische Sprache kraft der Verfassung ein grundlegender Bestandteil der Persönlichkeit und des Kulturerbes Frankreichs. Sie ist die Sprache, die im Unterricht, bei der Arbeit, beim Austauschverkehr sowie im öffentlichen Dienst zu verwenden ist. Sie ist das bevorzugte Bindeglied zwischen allen Staaten der Gemeinschaft französischsprechender Völker.

Während der letzte Punkt eher am Rande unseres Interesses steht, berühren dagegen die anderen Punkte Aspekte, die für unsere Diskussion zentral sind: einerseits das Gesetz, das den Gebrauch der französischen Sprache festlegt, sowie die soziale Funktion der Sprache, und andererseits die Versuche, die französische Sprache zu modernisieren durch die Reform der Orthographie und durch die Prägung von Neologismen.

Diese drei Aspekte sollen nun kurz dargestellt werden.

2.1 Die Sprachregelung: ihre Ziele und ihre Mittel

Die Sprachpolitik wurde 1975 und dann 1994 gesetzlich festgelegt. Ziel dieser Politik ist, den Gebrauch des Französischen in Frankreich zu sichern und dadurch seinen Gebrauch auch in anderen Ländern zu fördern.

Die Ausführung des Gesetzes wird durch eine staatliche Instanz kontrolliert, die *Délégation Générale à la Langue Française et aux Langues de France* (DGLFLF). Sie hat als Aufgabe die Koordinierung und Förderung der Politik zugunsten der französischen Sprache und untersteht dem Ministerium für Kultur und Kommunikation. Sie ist ein Ort der Wache, der Koordinierung, der Anregung und auch der Synthese für alle Ministerien, Behörden und Stellen, die sich mit Sprache befassen müssen. Sie arbeitet insbesondere mit dem Außenministerium zusammen, um die Aktionen zugunsten des Französischen im Inland, in Europa und im Ausland zu harmonisieren und auch um die Kooperation mit den Partnern der Frankophonie zu unterstützen. Sie arbeitet mit der Akademie zusammen, insofern sie z.B. bei Terminologieerlassen deren Meinung und Zustimmung einholt.

Die *Délégation Générale* ist ein wichtiger Pfeiler der Sprachregelung, sie ist das Verwaltungsorgan von zwei wichtigen Organisationen, dem *Conseil Supérieur de la langue française* und der *Commission générale de terminologie et de néologie*.

- Der *Conseil Supérieur de la langue française* hat nur eine Beratungsfunktion. Sein Vorsitzender ist der Premierminister ... Der Rat ist zuständig für alle Fragen zum Gebrauch, zur Verbesserung und Verbreitung des Französischen.
- Die *Commission générale de terminologie et de néologie* ist für die Erweiterung und Bereicherung des Französischen zuständig. Sie koordiniert 18 Sonderkommissionen und arbeitet mit der *Académie* zusammen. Es werden regelmäßig Listen von Termini veröffentlicht zur Vermeidung fremdsprachlicher (d. h. englischer) Ausdrücke.

Darüber hinaus gibt es noch das *Observatoire des pratiques linguistiques*: Es ‚beobachtet‘ die Sprachsituation in Frankreich. Sein Ziel ist auch, über die verschiedenen Sprachen und Sprachvarietäten zu informieren, die in Frankreich (einschließlich der Überseegebiete) vorhanden sind.

Die *Académie française* gehört nicht direkt zu den politischen Instanzen, sie wird aber regelmäßig konsultiert und veröffentlicht regelmäßig ihre *Communiqués de mise en garde* („Warnmitteilungen“)⁶ zu Fragen wie: Bedeutungserweiterungen, Verwechslungen phonetisch naher Wörter, grammatische Fehler, Anglizismen, Neubildungen, Ausspracheschwierigkeiten oder der Grafie bestimmter Wörter.

Ihr *Dictionnaire* enthält eine Rubrik mit dem Titel „Remarques normatives“.

2.2 Das Gesetz

Heute gilt noch das Gesetz vom 4. August 1994, auch als *loi Toubon* bekannt, nach dem Namen des damaligen Kultusministers, das den Gebrauch des Französischen festlegt. Dieses Gesetz war zunächst als Fortsetzung und vor allem Verschärfung des Gesetzes von 1975 gegen die Verwendung englischer Wörter in bestimmten öffentlichen Texten gedacht, die zur „Verderbnis“ und „Verseuchung“ des Französischen beitragen (*dégradation* und *contamination*)⁷. Neu gegenüber dem Gesetz von 1975 ist die Reaktion auf die Verdrängung des Französischen aus bestimmten Domänen. Es geht also nicht um Sprachpurismus, es geht um die Vertretung des Französischen und um das „Recht auf’s Französische“⁸. Das Gesetz nennt die Bereiche, in denen der Gebrauch des Französischen Vorschrift ist, z. B. bei Aufschriften und Anzeigen auf offener Straße oder in einem der Öffentlichkeit zugänglichen Ort, bei Arbeitsverträgen oder bei Stellenangeboten⁹. In allen diesen Fällen sind bei Verstößen gegen das Gesetz Sanktionen oder Geldstrafen vorgesehen ...

2.3 Folgen

Da eine solche Regelung seit 30 Jahren existiert (die *loi Bas-Lauriol* war 1975 die Vorgängerin der *loi Toubon*), wird sie heute ernst genommen, wenn auch nicht immer, d. h. nicht in jeder Situation befolgt ... In den Berichten der letzten Jahre wird eine positive Entwicklung verzeichnet: Z. B. ist bei Texten, in denen es um Verbraucherinformation geht, die Zahl der Verstöße deutlich zurückgegangen.

⁶ Zu diesen *Communiqués* vgl. Langenbacher (1980).

⁷ Zur Sprachplanung und -lenkung der 70er Jahre, vgl. Schmitt (1979).

⁸ Ausgangspunkt ist die Betonung des Verfassungsgrundsatzes, dem zufolge das Französische „die Sprache der Republik“ ist. Im Runderlass steht: „Er [= der Text] schreibt den verbindlichen, aber nicht ausschließlichen Gebrauch der französischen Sprache in bestimmten Bereichen vor, um den Bürgern das Recht auf Gebrauch ihrer Sprache in bestimmten Situationen ihres täglichen Lebens zu garantieren.“

⁹ Kann die angebotene Stelle oder Arbeit nur durch einen fremdsprachigen Begriff bezeichnet werden, muss der französische Text eine genaue Beschreibung enthalten, um Missverständnisse zu vermeiden.

Um das Bild der sprachnormativen Landschaft abzurunden, muss hier noch die Rolle des *Conseil Supérieur de l'Audiovisuel* („Oberster Rat für audiovisuelle Angelegenheiten“) erwähnt werden, der Instanz, die zum Beispiel Journalisten und Moderatoren sowie überhaupt Fernseh- und Radioanstalten über Neologismen informiert, die aber auch über die Korrektheit der Sprache wacht, Fehler und Abweichungen verzeichnet und die zuständigen Stellen informiert.

3. Sprachnormenritual und Sprachbewusstsein

3.1 „Les Français sont fous du français“

In der Einleitung seiner Monographie zur *Sprachnorm und Sprachnormierung in Frankreich* zitiert Settekorn (1988) diesen provokativen Satz aus der Zeitschrift *Le Nouvel Observateur* aus dem Jahr 1987. Inzwischen sind 20 Jahre vergangen, der Staat hat seine Eingriffe gemäßigt, aber nicht aufgegeben, das „Sprachnormenritual“ (den Ausdruck übernehme ich von Polenz 1972) der verschiedenen Institutionen wird weiter friedlich akzeptiert und dessen Vorschläge mehr oder weniger bejahend zur Kenntnis genommen, und es wurde eine Reform der Orthographie versucht, die in eine „réformette“ ausgeartet ist – ein Punkt, bei dem sich Deutschland und Frankreich in Sachen Sprachnormierung ähnlich verhalten haben, Germania und Marianne ziehen ja manchmal gern Hand in Hand in den Kampf, wenn es um den Erhalt des Bestehenden geht ...

Symptomatisch ist in dieser Beziehung auch die ganze Metaphorik der Gewalt und des Todes, die in den letzten Jahren hüben und drüben zu hören und zu lesen ist: „Tod“ und „töten“ gehören zu den Titeln von Bestsellern wie zum Beispiel *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* oder *Pourquoi veulent-ils tuer le français?*¹⁰ Und parallel (reaktiv) dazu, die Rettungsmaßnahmen: *Rettet das Deutsche, Il faut sauver le français*. Dass unsere Sprachen sich in einer Krisensituation befinden, mag stimmen, dass sie, wie einst der deutsche Wald, bedroht sind, ist eher zu bezweifeln. Es kommt ja darauf an, wie man die Verhältnisse, z. B. den Umgang mit der Norm einschätzt.¹¹

Also sind die Franzosen verrückt – zumindest, was ihre Sprache betrifft, eine schwere Sprache, und zwar sowohl auf der Ebene der Morphologie als auch auf der Laut-Schrift-Ebene, also auf der Ebene der Orthographie. Die Bedeutung von Etymologie und Grammatik für die Schreibung sowie die große Anzahl an Homonymen erschweren die Rechtschreibung, bei der vieles differenziert wird, was in der mündlichen Form nicht (oder kaum) unterschieden wird.

¹⁰ S. Lecherbonnier (2005).

¹¹ Vgl. hierzu das Kapitel I von Schöni et al. (1988).

Die letzte Orthographie-Reform erfolgte 1990; sie wurde 1988 von der stärksten Lehrergewerkschaft ausdrücklich verlangt; darauf entfachte sich eine Polemik, die bis 1991 dauern sollte und in die der Staat durch seinen Premierminister eingriff. Böse Zungen behaupten, diese Reform sei 200 Jahre nach der französischen Revolution eher in ein „Französisch-Reförmchen“ ausgeartet. Frühere Versuche im 20. Jahrhundert waren gescheitert, das, was 1990 zustande gekommen ist, heißt offiziell *recommandations*, also „Empfehlungen“. Wer sie nicht befolgt, macht sich nicht strafbar ...

Die Rechtschreibung wird von den meisten Sprachbenutzern als kompliziert eingeschätzt, dennoch nicht unbedingt als reformbedürftig betrachtet. Eine Umfrage, die 1990 durchgeführt wurde, zeigt, wie sehr die Befragten an ihrer Rechtschreibung hängen. So behaupteten 50% der Befragten, dass sie gegen eine Reform sind. Dabei fanden 78% der Befragten, dass die französische Rechtschreibung zwar schwierig ist, aber zu den ‚Reizen‘ der Sprache gehört.

3.2 Medien

Das Sprach- und Normbewusstsein drückt sich auf verschiedenen Ebenen des öffentlichen Lebens aus – vornehmlich im Bereich der Medien, die (wie so oft) eine überdimensionale Rolle spielen. Die Medien sind es nämlich, die das fortsetzen, was die Schule angefangen hat und nur bei einigen wenigen Bürgern erreichen konnte: Sprachbewusstheit – und das dazugehörige schlechte Gewissen!

Der heutige sprachnormative Diskurs spielt sich nicht nur in den eben erwähnten Zeitschriften und Bestsellern mit provokativen Titeln ab, sondern auch im Fernsehen: Spiel- und Quiz-Sendungen (bei denen beträchtliche Summen zu gewinnen sind, und auch Wörterbücher) gehören zum Ritual, und bis vor kurzem fand das berühmte – sehr ernst zu nehmende – *Championnat de France d'orthographe* statt, auch als *dictée de Pivot* bekannt, ein Diktat voller Tücken und Fallen, das als Rechtschreibwettbewerb mit regionalen Vorentscheidungen 19 Jahre lang mit viel Aufwand organisiert und live übertragen wurde. Die Sache war keine einfache Schulübung, sondern ein Nationalereignis mit mediengerechter Inszenierung. Sie brachte keine normalen Gewinner, sondern richtige „Helden“ hervor, und vor allem war es eine Hymne an die Orthographie und eine demütige Bewunderung der Sprache und ihrer Schwierigkeiten. Zu den Sponsoren gehörten die Wörterbuchverlage, die davon profitierten, d.h. daran verdienten und damit auch ihr Ansehen steigern konnten.

In den Buchhandlungen und in den neuen Megamärkten der Kultur sowie auch in den Bücher-Abteilungen der Supermärkte und Kaufhäuser nehmen die Regale und Auslagen für Wörterbücher, Sprachratgeber und Übungsbücher zur Rechtschreibung – d.h. auch zur Grammatik – immer mehr Platz ein. Wahrscheinlich ist es das vorhin erwähnte schlechte Gewissen ..., aber es

ist wohl auch zugleich das Bedürfnis, den Schlüssel für die vielen Haupt- und Nebenschwierigkeiten der eigenen Sprache immer parat zu haben. Die Schulgrammatik, die seit Jahrhunderten eine normalisierende und standardisierende Funktion hat, ist die Hauptverbündete der Rechtschreibung und bringt in der Tat eine Erklärung für viele Schreibweisen. „Elle a sauvé l’orthographe du désastre“, schreibt Chervel (1977, S. 281) in seiner Geschichte der Schulgrammatik. Dennoch ist heute das Wort „Grammatik“ meistens noch gleichbedeutend mit „Langeweile“, und der Grammatikunterricht selber hinterlässt oft nur sehr dünne Spuren. So ist zum Beispiel erstaunlich, welche Vorstellungen Studierende von der Struktur oder der Morphologie der Sprache haben, die sie – als Mutter- oder Fremdsprache – studieren. Darauf komme ich am Ende meiner Ausführungen noch zu sprechen.

Man darf sich aber kein allzu positives Bild (und keine Illusionen!) machen und nicht sofort die falschen Konsequenzen ziehen! Die Diskrepanz zwischen Einstellung und Verhalten ist relativ groß:

- 1) Wenn der sprachnormative Diskurs in den Medien so viel Erfolg hat, bedeutet es nicht, dass es in der Schule – und auf der Universität – auch der Fall ist.
- 2) Wenn Orthographie und Wörterbücher wichtige Stützen des sprachnormativen Diskurses sind, bedeutet es noch lange nicht, dass erstere beherrscht wird und letztere häufig benutzt werden.
- 3) Während die Grundeinstellung zur Orthographie wenigstens positiv ist, ist das Verhältnis zur Grammatik anders, was sich beim Französischen unvermeidlich in Form von Rechtschreibfehlern auswirkt.
- 4) Das Wissen um die Norm bleibt oft ein dunkles Wissen und ist nicht immer ein Kennen, geschweige denn ein Können. Das anfangs erwähnte Verhalten an der Ampel trifft hier als Vergleich relativ gut zu; es setzen sich in der Lexik und in der Syntax neue Formen durch, die ohne das Wissen der Beteiligten zur Norm tendieren.

Deshalb nun die Frage: Und was tun die Grammatiker?

3.3 Grammatiker

Dass die Grammatik kein sehr hohes Ansehen genießt, hat mehrere Gründe, interne und externe. Sie hat durch die Jahrhunderte verschiedene Funktionen erfüllt, ist auch unterschiedlich eingeschätzt und benutzt worden, und ihr Verhältnis zur Literatur ist schon immer ein gespanntes gewesen. Während der in der Grammatik als Norm geltende Sprachgebrauch (*le bon usage*) lange Zeit durch die zeitgenössischen Schriftsteller vertreten wurde (und z. T. heute noch vertreten wird), ist die Haltung der Dichter und Denker eher distanziert.

Eine nennenswerte Ausnahme bildet der Anfang des 20. Jahrhunderts, wo sich in Frankreich mehrere Schriftsteller für eine enge Verbindung zwischen

Grammatik und Stil aussprechen und wo die Debatten zeigen, dass in Deutschland und Frankreich entgegengesetzte Standpunkte eingenommen werden. In der Zeit danach bleibt in Frankreich die *littérarité* („Literarität“) als *mode d'expression décalé* auf sprachliche Kriterien (Ausdrucksformen) angewiesen – trotz der heftigen Kritik von Roland Barthes an der ‚Grammatik‘ im Jahre 1947 (in einem berühmten Aufsatz mit dem Titel: „Faut-il tuer la grammaire?“¹²) und später am ‚Satz‘ als Untersuchungsgegenstand.

Der Einzug der Grammatik in die Literatur am Ende des 19. Jahrhunderts¹³ ist ein bemerkenswertes Phänomen: Mehrere Schriftsteller interessieren sich für die Syntax, d. h. für die Freiheit bei der Wortstellung, die für stilistische Effekte genutzt werden kann. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts führt eine solche Einstellung zu einer neuen Betrachtungsweise der Literatur, sie wird durch die Literatursprache charakterisiert, und diese wiederum durch ihre grammatische Struktur.

Auch die berühmte Polemik um die so genannten Fehler von Flaubert, die in diesem Rahmen entstanden ist, wäre hier zu erwähnen. Wichtiger für unser Anliegen sind hier aber zwei andere Debatten, bei denen deutsche und französische Standpunkte einander gegenüberstehen.

– Die deutsch-französische Debatte über den „style indirect libre“, eine Bezeichnung die Charles Bally geprägt hat, um das Phänomen aufgrund der Grammatik zu beschreiben. Die Bezeichnung wurde in Deutschland nicht aufgenommen, vielmehr bleiben die deutschen Bezeichnungen wie ‚verhüllte Rede‘, ‚verschleierte Rede‘, ‚verkleidete Rede‘, ‚verkappte Rede‘ sowie auch ‚erlebte Rede‘ stark metaphorisch markiert und weisen auf eine hermeneutische Herangehensweise an das Phänomen hin. Die Debatte wird nach dem ersten Krieg weitergeführt. Es geht um die grundsätzliche Frage nach dem Wesen und nach den Faktoren des Literarischen und nach der Funktion der Sprachformen: Sind sie nur Indizien oder sind sie wichtige Bausteine der Bedeutung eines literarischen Werkes?

– Die andere Debatte entsteht kurz vor dem ersten Weltkrieg und ist politisch markiert: Da die Syntax der Sprache als Basis der literarischen Arbeit angesehen wird, führt eine solche Einsicht zu Überlegungen über die Eigenschaften der jeweiligen Sprache und zum Vergleich. So wird, je nach Autor, das Deutsche oder das Französische jeweils als der anderen Sprache überlegen betrachtet. Dieser syntaktische Krieg, schreibt Philippe (2002, S. 37), wurde nicht in den Gräben geführt und endete auch nicht in Compiègne: Der Kult der Nationalsprachen ging nämlich zwischen den beiden Weltkriegen mit sprachpuristischen Tendenzen einher, dies sowohl in Frankreich als auch – bekanntlich – in Deutschland.

¹² Später unter dem Titel „Responsabilité de la grammaire“ veröffentlicht (Barthes (1993–1995, Bd. I, S. 79–81)).

¹³ G. Philippe (2002) spricht von „le moment grammatical de la littérature française“.

3.4 Die heutigen Grammatiken

Bis heute gilt der Sprachgebrauch, der „usage“ als Norm und als Bezugsgröße. Die wohl berühmteste Grammatik des Französischen *Le bon usage* von Maurice Grévisse und später André Goose, die Ende 2007 in ihrer 14. Auflage erschienen ist (und mit den Jahren immer dicker und jetzt noch breiter geworden ist), bekennt sich eindeutig zur normativen Rolle des Sprachgebrauchs. Lange Zeit war dies ausschließlich der literarische Sprachgebrauch – eben „der gute Sprachgebrauch“ im traditionellen Sinne. Seit der zwölften Auflage, die schon eine komplette Überarbeitung war, sind auch viele Beispiele erneuert worden und es sind Beispiele aus der gesprochenen Sprache hinzugefügt worden, sowie aus regionalen Varianten des Französischen (belgische und kanadische, aber auch Regionalismen aus Frankreich – ‚inländische Regionalismen‘). In der letzten, nochmals erweiterten Auflage kommen noch Beispiele aus der frankophonen Presse hinzu. Eine solche Grammatik zitiert nach wie vor gern die Schriftsteller und verzeichnet dabei die Haupttendenz (die „Regel“) und die häufigsten Abweichungen, die als Varianten zu gelten haben: *communis error facit jus*, schrieb Grévisse 1961. Grévisse wurde als „grammairien du juste milieu“ bezeichnet. Wer das Buch konsultiert, wird mit dem Sprachbrauch der guten Autoren konfrontiert, er kann sprachgeschichtliche oder regionalsprachliche Kommentare lesen, die gesondert stehen, und weiß zumindest, was die geltende Norm ist und was als (tolerierte) Abweichung zu betrachten ist.

Die anderen Grammatiken des Französischen (vgl. Bibliografie) sind anders konzipiert. Charaudeau: *Grammaire du sens et de l'expression*, Riegel/Pellat/Rioul: *Grammaire méthodique du français* und Wilmet: *Grammaire critique du français*. Sie sind alle drei wissenschaftliche Grammatiken, allerdings aus einer anderen Perspektive als die Grévisse-Grammatik entstanden: Es geht den Autoren nicht um den „guten Sprachgebrauch“, sondern in erster Linie darum, aus einer sprachwissenschaftlichen Perspektive ein kohärentes Bild von den Formen und deren Gebrauch zu geben. Wilmet geht einen Schritt weiter. Der Titel seiner Grammatik gibt den Ton an: Über die obligate Phase hinaus, bei der die Norm im Mittelpunkt steht und gelernt werden muss, plädiert er für eine Grammatik, die zu einer reflektierenden Arbeit an der Sprache führt, die sowohl die Lehrer als auch die Lerner neu motivieren und so emanzipieren würde, dass sie ohne Schuldgefühle mit der Sprache – auch in ihrer mündlichen Form – spielerisch umgehen könnten. Seine Grammatik geht in diese Richtung.

Die heutigen Grammatiken, die auch gesprochene Sprache und evtl. bestimmte Varietäten berücksichtigen, haben zwangsläufig einen erweiterten Normbegriff. Je breiter ihr Einzugsbereich, desto nuancierter der Diskurs: Sowohl in den heutigen deutschen Grammatiken zum Deutschen als auch in den französischen Grammatiken zum Französischen trifft man auf Formulierungen wie im Frz. *toutefois / on trouve / on rencontre aussi / on est contraint*

de constater que; im Dt. *allerdings / man findet / nicht selten findet man allerdings / bemerkenswerterweise tritt auch xy auf* oder *Wenn man umgangssprachliche Varianten einbezieht, zeigt sich hier insgesamt ein erstaunlich buntes Bild* (Duden 2005, S. 1041). Eine Untersuchung des normativen Diskurses – vielleicht auch vergleichend – unter diesem Gesichtspunkt wäre da bestimmt sehr aufschlussreich.¹⁴

Ich möchte hier nur zwei Punkte hervorheben:

- Im Gegensatz zur *Duden Grammatik* gibt es zur Zeit keine Grammatik des Französischen mit einem eigenständigen Kapitel zur gesprochenen Sprache.
- Die Einbeziehung der gesprochenen Sprache kann dazu führen, dass manche Aspekte, die sowohl in der gesprochenen Sprache (*langue orale*) als auch, je nach der Textsorte, in der geschriebenen (*langue écrite*) vorkommen, nach wie vor als Phänomene der gesprochenen Sprache dargestellt werden. So zum Beispiel in der deutschen Grammatik manche Betrachtungen im Zusammenhang mit der berühmten „Satz-Klammer“, auf die ich gleich zurückkommen werde.

4. Richtiges Deutsch – richtig deutsch: vom Mythos zum Ethos

Abschließend möchte ich nun die drei Hauptpunkte meiner Darstellung kritisch und etwas provokativ wieder aufgreifen. Der erste Punkt betrifft das Französische, die beiden anderen das Deutsche.

4.1 Die Art und Weise, in der die Nationalsprache durchgesetzt wurde, sowie der politische Kontext haben zur Verherrlichung der Sprache geführt und so konnte sich der Begriff der *clarté* durchsetzen. Er wurde aus einer rhetorischen *virtus* von den Grammatikern des 17. Jahrhunderts auf das Sprachsystem selber übertragen und danach weiter kolportiert, so etwa – aber nicht nur – von Voltaire, der in seinem *Dictionnaire philosophique* schreibt: „Le génie de cette langue est la clarté et l'ordre“. Dass es sich dabei um einen Mythos handelt, hat Weinrich in seinem Aufsatz von 1961 sehr überzeugend gezeigt.¹⁵ Diese Eigenschaft, die Jahrhunderte lang der französischen Sprache zugeschrieben wurde, betrifft nämlich allenfalls den Sprachgebrauch – wie auch so viele Aspekte und Eigenschaften, die sich nicht aus der Sprache, sondern aus ihrem Gebrauch ergeben und somit auch ständig gefährdet sind. Weinrich zitiert den Aufklärer d'Alembert, der das Gegenteil behauptet („Aucune langue sans exception n'est plus sujette à l'obscurité que la nôtre.“)

¹⁴ Einen ersten, sehr interessanten Ansatz findet man bei Berrendonner (1982).

¹⁵ Auch der Untertitel von Meschonnic (1997) *Essai sur une clarté obscure* geht in diese Richtung.

und daraus eine stilistische Vorschrift macht. Weinrich paraphrasiert d'Alembert wie folgt: „Die *clarté* ist nur insofern Erbeil der französischen Sprache, als der französische Schriftsteller verpflichtet ist, die Klarheit nie aus den Augen zu verlieren, denn sie droht ihm ständig zu entgleiten.“ (Weinrich 1961, S. 530)

Folgt man Weinrich – und das tue ich hier gern –, so kann man sagen, dass der Mythos der Klarheit das Ethos der Klarheit hervorgebracht hat, das – eben aufgrund des Mythos – mehr als ein einfaches stilistisches Gebot oder eine pragmatische Konversationsmaxime ist und zweifelsohne bis heute noch einiges bewirkt – allerdings eher am Rand der Grammatik im engen Sinne des Wortes. Das Klarheitsethos manifestiert sich in der Klarheit des Formulierens und betrifft einerseits die Wortbedeutungen, andererseits auch die logische Struktur und die Wohlgeformtheit der Rede. Und weil die Klarheit der Sprache eben ein Mythos ist und die Klarheit im *Gebrauch* der Sprache zum Ethos wurde, ist z. B. 2006 eine Broschüre herausgegeben worden mit Prinzipien und Empfehlungen an die Behörden Frankreichs und der kanadischen Provinz Québec für eine Verbesserung der Behördensprache; der Titel lautet *Rédiger ... simplement*. Es geht u. a. um eine Vereinfachung des Stils, die sich auf drei Kriterien stützt: Wortwahl, Klarheit der Mitteilung und Satzbau.

Der Mythos der Klarheit hat aber nicht nur positive Effekte ... Da er sich auf die Sprache stützt und die *clarté* zu einer sprachimmanenten Eigenschaft erklärt, wird gleichzeitig die feste Wortfolge *Subjekt – Prädikat – Objekt*, die das klassische Französisch vom Altfranzösischen unterscheidet, als Garant der Klarheit betrachtet. Jede andere Wortfolge ist eine „indirekte“, sprich: minderwertig, angeblich nicht angemessen. Und so entsteht der Begriff der Inversion, als sekundäre Struktur, die der „natürlichen“ Reihenfolge widersprechen würde und dem Verstehen abträglich wäre. Nun, es ist nicht nur so, dass diese Sichtweise fürs Französische kaum zutrifft, sondern sie ist auf das Deutsche übertragen worden und hat da zu einem verzerrten Bild dieser Sprache (d. h. ihrer Syntax) geführt, das bis heute besteht.

4.2 Der zweite Mythos betrifft also die sog. „Inversion“. Es ist ein Mythos aus mehreren Gründen:

a) Der Begriff bezieht sich ursprünglich auf die Umstellung des Subjekts, wenn dieses vom ersten Platz, der angeblich sein Stammpatz ist, durch ein anderes Element bzw. eine andere Phrase verdrängt wird. Diese Sichtweise und der Ausdruck „Inversion“ selbst führt aber oft dazu, dass damit meistens auch eine Umstellung des Verbs mitgemeint wird, was natürlich dem Prinzip der Verbzweitstellung widerspricht.

b) In der französischen Grammatik mag der Begriff „Inversion“ als stilistisches Mittel Sinn machen, er wird aber in Frankreich leider heute noch von manchen Deutschlehrern benutzt, dies trotz der Bemühungen von Jean Fourquet, der 1952 – also vor 55 Jahren – für den Buchdeckel seiner *Grammaire*

de l'allemand einen Schlüsselbund als Symbol für den deutschen Satz wählte. Damit wollte er zweierlei zeigen: Egal, welchen Schlüssel man in die Hand nimmt, danach kommt immer der Ring. Der Schlüssel ist eine syntaktische Gruppe, egal welche; der Ring ist das Verb bzw. die konjugierte Verbform.

c) Besonders erstaunlich ist eine solche Sichtweise bei deutschen Muttersprachlern, die doch wissen müssen, dass sie selber nichts umstellen, bevor sie sprechen oder gar beim Sprechen!

d) Wird der Blick auf die sog. „Inversion“ (im Sinne von ‚Umstellung des Subjekts‘) fixiert, dann verliert man etwas Wichtiges aus den Augen – und aus dem Sinn –, und zwar den ersten Platz, d. h. das sog. Vorfeld und seine Funktion. Rivarol meinte in seinem Vergleich der anderen Sprachen mit dem Französischen, dass in anderen Sprachen die Menschen von ihren Gefühlen geleitet würden, wenn sie zunächst den Gegenstand nennen, der als erster auffällt.¹⁶ Seine Schlussfolgerung war falsch: Dass etwas anderes als das Subjekt an der ersten Stelle (= im Vorfeld) steht, hat nichts mit Gefühlen und Korruption zu tun, sondern einfach mit der Einbindung der Aussage in den Kontext, und „was als erstes auffällt“ ist deshalb oft etwas, was einfach ‚da‘ ist oder zumindest leicht zugänglich, weil es zum Gegenstand der Rede gehört (und informativ eher ‚schwach‘ ist). Die (zu Unrecht als starr und steif geltende) deutsche Syntax macht vieles möglich, ohne Inversion und mit Verstand; der Begriff der Inversion versperrt den Blick für das, was im Vorfeld passiert und grundsätzlich deutsch ist – richtig deutsch.

4.3 Und weil wir bei den Feldern angelangt sind, möchte ich abschließend noch einen Aspekt erwähnen, der sich m.E. auf dem Weg zum Mythos befindet. Ich meine die verbale Klammer. Aus Platzgründen werde ich hier nur den Terminus und das damit gemeinte Prinzip problematisieren.¹⁷ Der Begriff ist

¹⁶ Le français nomme d'abord le *sujet* du discours, ensuite le *verbe* qui est l'action, et enfin l'*objet* de cette action : voilà la logique naturelle à tous les hommes ; voilà ce qui constitue le sens commun. Or cet ordre, si favorable, si nécessaire au raisonnement, est presque toujours contraire aux sensations, qui nomment le premier l'objet qui frappe le premier. C'est pourquoi tous les peuples, abandonnant l'ordre direct, ont eu recours aux tournures plus ou moins hardies, selon que leurs sensations ou l'harmonie des mots l'exigeaient ; et l'inversion a prévalu sur la terre, parce que l'homme est plus impérieusement gouverné par les passions que par la raison. (<http://www.bribes.org/trismegiste/rivarol.htm>, zuletzt abgerufen am 29.04.2008)

Im Französischen wird zuerst das Subjekt der Rede genannt, sodann das Verb, das die Handlung darstellt, und zum Schluss das Objekt dieser Handlung: darin besteht die allen Menschen natürliche Logik; das entspricht dem sensus communis. Obgleich diese Wortfolge die Verstandestätigkeit, für die sie unabdingbar ist, so sehr begünstigt, gerät sie nun aber fast immer in Widerstreit zu den Gefühlen, die zuerst das Objekt nennen, das ja auch zuerst ins Auge fällt. Deswegen haben sich alle Völker, die die direkte Wortfolge verlassen haben, mehr oder weniger gewagter Wendungen bedient, je nach den Erfordernissen der Gefühle beziehungsweise der Wortharmonie; und so herrscht auf der Erde die Inversion vor, weil der Mensch stärker von seinen Leidenschaften geleitet wird als von seinem Verstand.

¹⁷ Vgl. auch Dalmas/Vinckel (2006).

zwar oft hilfreich, jedoch wirkt er – und das gehört ja zum Wesen des Mythos – an manchen Stellen eher verwirrend. Die topologischen Felder, wie sie heute in der deutschen Grammatik beschrieben werden, sollen hier nicht in Frage gestellt werden. Das Problem ist, dass die Bedingungen, unter denen diese Felder ‚sichtbar‘ werden, anscheinend nicht immer gegeben sind und dass die Felder außerdem nicht immer besetzt sind. Insbesondere dem Nachfeld, dessen Besetzung weitgehend fakultativ ist, wird zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, was zwei Folgen hat.

- Erstens wird es zu wenig ernst genommen. Das Nachfeld ist viel öfter besetzt, als in den Grammatiken behauptet wird, und zwar nicht nur in der gesprochenen Sprache, und es wird gar nicht so selten durch rechtsverschobene Konstituenten besetzt, von denen übereilig gemeint wird, solche Konstituenten gehören ‚eigentlich‘ ins Mittelfeld.
 - (1) Billig fliegen und Geld sparen für den Urlaub.
 - (2) Es sieht sehr komisch aus in meiner Situation.
- Zweitens – und dies hängt mit der geringen Aufmerksamkeit zusammen – merkt man oft nicht, dass der so genannte rechte „Klammerteil“ fehlt und dass die ‚Grenze‘ zwischen Mittelfeld und Nachfeld trotzdem markiert wird. So in:
 - (3) Ich bleibe die meiste Zeit im Bett wegen meines Rückens.
 - (4) Fahre wieder in die Werkstatt wegen der Rückrufaktion mit der Überprüfung der Lenksäulenverkleidung.

Hält man an der Klammer mit ihren Klammerteilen fest, dann entsteht in solchen Fällen eine Lücke; da die Klammerteile als Positionen gelten, muss man sie einerseits als leer erklären, andererseits aber eben aus diesem Grund identifizieren können. Dies führt in manchen Grammatiken zu m. E. problematischen Behauptungen, die Klammer bzw. der Klammerteil sei dann „nicht realisiert“, „virtuell“ oder gar „potentiell vorhanden“ (vgl. u. a. Engel 1988, S. 304–305; Glück 2005, S. 561; Zifonun et al. 1997, S. 1503–1504).

Ein Weg aus dem Virtuellen zurück in das real Existierende wäre, auf das Prinzip der Abgrenzung zurückzugreifen, wie sie schon von Trubetzkoy 1939 insbesondere für das Deutsche als typisch erklärt wurde: „Das Deutsche gehört auch zu den ‚abgrenzungsliebenden‘ Sprachen.“ (Trubetzkoy ¹1939/⁴1967, S. 261).¹⁸

¹⁸ „Es gibt Sprachen, die nicht nur sehr wenig Grenzsignale besitzen, sondern sie auch sehr selten verwenden. [...] Zu solchen Sprachen gehört z.B. das Französische, das auf das Abgrenzen der Wörter (bzw. Morpheme) im Satze sehr wenig Wert legt. Andere Sprachen weisen umgekehrt eine übertriebene Vorliebe für Grenzsignale auf, indem sie außer der gebundenen Betonung, die alle Wortgrenzen kennzeichnet, noch eine Fülle anderer Grenzsignale verwenden [...]. Das Deutsche gehört auch zu den ‚abgrenzungsliebenden‘ Sprachen.“ (Trubetzkoy ¹1939/⁴1967, S. 261)

Das Prinzip der Abgrenzung ist mit der Feldertheorie vereinbar; es hat den Vorteil, dass die Grenzen keine Positionen mehr sind, sondern Funktionen, die nicht leer bleiben können, sondern immer erfüllt werden.

Dieser Gedanke ist in der französischen Germanistik weiter verfolgt worden. Kandidaten für die Abgrenzung lassen sich – vom Verb aus – hierarchisch bestimmen. Das Verb überträgt, wenn es wegen Frühstellung unabhömmlich ist, seine Abgrenzungsfunktion an die ihm am nächsten stehende Konstituente; im besten Fall ist es die Verbpartikel (übrigens die einzige Konstituente, die traditionell als Klammerteil fungieren kann), aber es kann auch eine Direktivergänzung oder ein Adjektiv in adverbialer Funktion oder ein Adverb sein wie in den folgenden Beispielen:

- (5) Sie sagten das Spiel *ab* wegen Nebel. [absagen]
 Er musste dringend *nach Hause* wegen eines Notfalls. [nach Hause müssen]
 Der Bus fuhr gestern *langsam* wegen Glatteis. [langsam fahren]
 Solche Überfälle passieren leider seit einiger Zeit *oft* in dieser Gegend. [oft passieren]

Mir geht es hier vor allem darum, auf Fälle hinzuweisen, in denen das Klammerprinzip problematisch wird, und eine Lösung vorzuschlagen, die der Struktur des deutschen Satzes und vor allem seiner Dynamizität besser gerecht wird. Welche Konstituente die Abschlussfunktion übernimmt, hängt von Verb ab, aber die Abgrenzung wird stets markiert, auch prosodisch. Und es ist eben das, was das Deutsche charakterisiert und zur Norm gehört. Dass es oft Grenzgänger gibt, dass Satzkonstituenten relativ häufig hinter der Grenze stehen, hängt nicht nur mit der Linearität der Rede zusammen, sondern ist vor allem ein Mittel, Konstituenten zu isolieren und deren Relevanz zu unterstreichen. Insofern sind sowohl das Setzen einer Grenze als auch deren Überschreitung – zumindest in der Syntax – „richtig deutsch“.

5. Schlussbemerkungen

„Normativität in der Grammatik“ ist eine komplexe Frage und Fragestellung. Ich habe den Umweg über die Geschichte gewählt, denn was letztendlich als Norm gilt bzw. zu gelten hat, ergibt sich aus unterschiedlichen Faktoren, die mit der grammatischen Tradition zusammenhängen, und die Haltung der Sprachnutzer zur Norm wird zum Teil vom jeweiligen sprachpolitischen Diskurs beeinflusst.

Zusammenfassend lässt sich Folgendes feststellen:

- Normativität betrifft sowohl die als Norm geltende Sprache, die sich (als Sprachstandard) aus dem Sprachgebrauch ergibt und in der Grammatik festgehalten wird, als auch deren Beschreibung.
 - Der Sprachgebrauch, der heute in den Grammatiken erfasst wird, umfasst weitere Bereiche des sozialen Lebens (Regionen, soziale Kreise und

Situationen), und der Normbegriff schließt neben Wohlgeformtheit weitere Dimensionen ein wie Angemessenheit und Verständlichkeit.

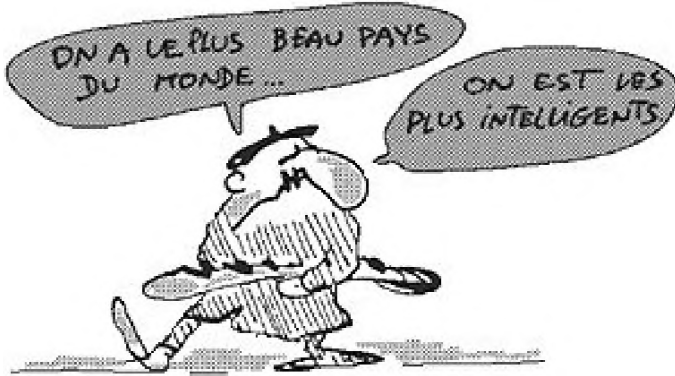
- Der grammatische Diskurs (Theorien und Metasprache) hat lange Zeit gebraucht, um sich zu emanzipieren. Die französische traditionelle Grammatik litt unter einer narzistischen Haltung, und die deutsche Grammatik konnte sich nur mit großer Mühe von der französischen und der lateinischen lösen.
- Auch die Lehrwerke und der Unterricht des Deutschen als Fremdsprache sind – zumindest in Frankreich – vorbelastet, und der richtige Blick ist lange (und zum Teil heute noch) durch den impliziten Bezug auf das Französische verschleiert worden. (Man denke an Aussagen wie „Le verbe quitte la place qu’il a en français“ zur Beschreibung des deutschen Nebensatzes.)
- Die Haltung der Sprachteilhaber zur Norm und Normativität hängt von ihrer Einstellung zur Sprache ab, d.h. von ihrer Sprachsensibilität sowie von ihrer Kenntnis der Sprache, von ihrem Sprachwissen, aber auch von der Sprachkultur und nicht zuletzt von der Sprachpolitik – vorausgesetzt diese wird an die Bürger herangebracht.

Was in Frankreich passiert, zeigt zweierlei: Mit Gesetzen erreicht ein Staat recht wenig, aber er zeigt – und das ist wichtig –, dass die Nationalsprache etwas ist, was mit Verantwortung zu pflegen ist. Als Wink an die Öffentlichkeit sorgen die sprachpolitischen Erklärungen und die sprachpflegerischen Maßnahmen für das Image der Sprache. Sie könnten also dafür sorgen, dass die Sprache ernst genommen wird. Sie scheitern allerdings am ‚Umfeld‘, das anscheinend (oder nur scheinbar?) andere Normen (und Werte) hat. Aber in der globalisierten Welt, in der Kommunikation groß- bzw. als *communication* kleingeschrieben wird und paradoxerweise die Nationalsprachen einen drastischen Domänenverlust erleben, kann m.E. ‚Rettung‘ nur von innen kommen, von jedem einzelnen Sprachteilhaber – vorausgesetzt er kennt seine Sprache gut, er bekommt in der Schule und an der Universität eine gute und ‚aufklärerische‘ Sprachausbildung, die nicht nur präskriptiv, sondern auch über den Sprachgebrauch reflektierend und kritisch vorgeht.¹⁹ Das ist – soweit ich es beurteilen kann – heute weder in Frankreich noch in Deutschland der Fall.

Im Rahmen der Förderung des Grammatikunterrichts an den Schulen (einschließlich des Gymnasiums) sagte vor zwei Jahren der französische Minister für Schulwesen über die Schüler: „le but c’est d’en faire tout simplement des personnes qui savent manier notre belle langue“. Eine solche Erklärung meint hoffentlich mehr, als sie ausdrücklich feststellt, und sie appel-

¹⁹ Zur Diskussion über die Rolle von Sprachkritik und über die Ziele einer *linguistisch basierten Sprachkritik* s. Wimmer (2006).

liert an das ästhetische Gefühl, das sich erst ergibt, wenn aus dem Sprachteilhaber ein Sprachliebhaber geworden ist. Und gerade dies könnte auch eine wichtige Funktion der Schule sein, *un investissement à long terme*, eine dauerhafte Voraussetzung für einen positiven Umgang mit Normen.



© Jean-Marc Reiser

Literatur

- Barthes, Roland (1993–1995): *Œuvres complètes*. 3 Bände. Paris.
- Berrendonner, Alain (1982): *L'éternel grammairien. Étude du discours normatif*. Berne.
- Bescherelle, aîné/Bescherelle, jeune/Litais de Gaux (1834): *Grammaire nationale ou Grammaire de Voltaire, de Racine, de Fénelon, de J.-J. Rousseau, de Buffon, de Bernardin de St-Pierre, de Chateaubriand, de Lamartine, et de tous les écrivains les plus distingués de la France renfermant plus de cent mille exemples*. Paris.
- Charaudeau, Patrick (1992): *Grammaire du sens et de l'expression*. Paris.
- Cheruel, André (1977): *... et il fallut apprendre à écrire à tous les petits Français. Histoire de la grammaire scolaire*. Paris.
- Dalmas, Martine/Vinckel Hélène (2006): *Wenn die Klammer hinkt ... Ein Plädoyer für das Prinzip ‚Abgrenzung‘*. In: Debski, Antoni/Fries, Norbert (Hg.): *Deutsche Grammatik im europäischen Dialog*. Krakau 2006. http://krakau2006.anaman.de/beitraege/dalmas_vinckel.pdf
- Engel, Ulrich (1988): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg.
- Fourquet, Jean (1952): *Grammaire de l'allemand*. Paris.
- Glück, Helmut (Hg.) (2005): *Metzler Lexikon Sprache*. Dritte Auflage. Stuttgart/Weimar.
- Grévisse, Maurice/Goose, André (2007): *Le bon usage*. 14e édition. Paris – Louvain-la-Neuve.
- Langenbacher, Jutta (1980): *Normative Lexikologie. Die „Communiqués de mise en garde“ der Académie française und ihre Rezeption in den französischen Wörterbüchern der Gegenwart*. In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur*, Beiheft 6, S. 79–95.
- Lecherbonnier, Bernard (2005): *Pourquoi veulent-ils tuer le français?* Paris.
- Martinet, André (1969): *Le français sans fard*. Paris.
- Meschonnic, Henri (1997): *De la langue française. Essai sur une clarté obscure*. Paris.
- Noël, François-Joseph-Michel/Chapsal, Charles-Pierre (1823): *Nouvelle grammaire française*. Paris.

- Philippe, Gilles (2002): *Sujet, verbe, complément. Le moment grammatical de la littérature française*. Paris.
- von Polenz, Peter (1982): Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: Heringer, Hans Jürgen (Hg.): *Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik*. Tübingen. S. 70–93.
- Riegel, Martin/Pellat, Jean-Christophe/Rioul, René (1994): *Grammaire méthodique du français*. Paris.
- Schoeni, Gilbert/Bronckart, Jean-Paul/Perrenoud, Philippe (1988): *La langue française est-elle gouvernable?* Neuchâtel/Paris.
- Schmitt, Christian (1979): Sprachplanung und Sprachlenkung im Französischen der Gegenwart. In: Rattunde, Eckhard (Hg.): *Sprachnorm(en) im Fremdsprachenunterricht*. Frankfurt/Berlin/München. S. 7–44.
- Settekorn, Wolfgang (1988): *Sprachnorm und Sprachnormierung in Frankreich*. Tübingen.
- Trubetzkoy, Nikolai S. (1939/1967): *Grundzüge der Phonologie*. 4. Auflage. Göttingen.
- Vaugelas, Claude Favre de (1647/1981): *Remarques sur la Langue Française. Utiles à ceux qui veulent bien parler et bien écrire*. Paris.
- Weinrich, Harald (1961): Die clarté der französischen Sprache und die Klarheit der Franzosen. In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 77, S. 528–544.
- Wilmet, Marc (2003): *Grammaire critique du français*. 3e édition. Bruxelles.
- Wimmer, Rainer (2006): Sprachkritik und Sprachpflege. In: Proost, Kristel/Winkler, Edeltraud (Hg.): *Von Intentionalität zur Bedeutung konventionalisierter Zeichen*. Festschrift für Gisela Harras zum 65. Geburtstag. Tübingen. S. 359–369.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*, Berlin/New York.